Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Member of the Associated Press
The Associated Press is exclusively entitled to the use for republication of all news dispatches credited to it or not otherwise credited in this paper and also the local news published herein.

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
Cincinnatier Volksblatt, Box 226,
Cincinnati, Ohio.

Haupt-Office:
No. 127 Ost Siebente Straße,
Cincinnati, Ohio.

Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2024
Redaktion .....Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., Peoples Sav. Bank & Trust Co.-Gebäude, 7 West 6. Str.—Tel. South 3254
Newport, Ky., 339 York Str.—Tel. South 2401
Hamilton, 419 Süd 5. Str.—Tel. Bell 476-R

Oestlicher und westlicher Vertreter:
HOWARD C. STORY
New York—1168 Fifth Avenue.
Chicago—664 Peoples Gas Building.
Philadelphia—924 Arch Straße.

Montag, den 18. März 1918.

Wir sind jetzt alle Soldaten. Die Einen auf dem Kampffelde und die Anderen in der Werkstätte und auf dem Ackerfelde. Demnach muß auch alle das gleiche Pflichtgefühl beseelen.

Wir hoffen, daß die Vernichtung der Pferde in Covington eine befriedigende Aufklärung finden wird. Sollte es sich um ein schändliches Verbrechen von Landesfeinden handeln, so kann nur die eine Ansicht obwalten, daß die Thäter ermittelt und mit der vollsten Strenge des Gesetzes bestraft werden müssen. Allein man sollte kein vorschnelles Urtheil fällen und die Untersuchung abwarten, denn fast alle bisherigen Angaben über verbrecherische Thätigkeit dieser Art haben sich nachträglich als unbegründet erwiesen. Wir haben ein Beispiel hierfür an den Erhebungen über die großen Feuersbrünste, die landesverrätherischer Brandstiftung zugeschrieben wurden. Eine Untersuchung durch den National Board of Fire Underwriters hat ergeben, daß von 75 großen Brandschaden nur in vier Fällen Brandstiftung nachweisbar ist, in sechs Fällen wird die Möglichkeit verbrecherischer Brandlegung angenommen, aber die Massenverhaftungen, welche die Behörde vornahm, haben keinen Nachweis von landesfeindlicher Thätigkeit gebracht. Verschiedene andere Behauptungen, wie die Aussaat von Unkraut auf Weizenfeldern, sind von den zuständigen Behörden selbst als unwahr bezeichnet worden. Das mahnt zur Vorsicht. Solche unerwiesenen Behauptungen erwecken den Eindruck, daß die Ver. Staaten von Feinden wimmeln, was sicherlich nicht beruhigend und ermuthigend wirkt und da der Verdacht immer auf Deutsche gelenkt wird, so ist das ein großes Unrecht gegen eine Bevölkerungsklasse, die in jeder Weise ihre Pflicht gegen die Ver. Staaten erfüllt. Die englische Presse, welche aus reiner Sensationslust diese Vorfälle falsch deutet, leistet der Sache, für welche wir kämpfen, einen schlechten Dienst. Ein Urtheil sollte man sich erst bilden, nachdem die Bundesbehörden eine Untersuchung veranstaltet haben.

Im Staate New York ist eine ganz ungewöhnlich kräftige Bewegung wahrnehmbar, die öffentlichen Nutzbarkeiten, wie Straßenbahnbetriebe, Beleuchtungsanlagen usw. zu munizipalisiren. Den unmittelbaren Anstoß dazu gab eine in der Legislatur zu diesem Zweck eingebrachte Vorlage. Das ist schon in früheren Jahren wiederholt geschehen und hat wenig Beachtung gefunden. Wenn jetzt dagegen ein energisches Bestreben wahrnehmbar ist, solche Vollmacht zu erlangen, so ist das nur mit den zunehmenden betrübenden Erfahrungen zu erklären, die aus dem Wirken der Privat-Kompagnien gewonnen worden sind und worin sie bestehen, ist überall, nicht blos in New York zur Genüge bekannt. Sie bestehen darin, daß es absolut unmöglich ist, einen gerechten Vertrag mit diesen Privat-Kompagnien zu erlangen. Gleichviel, wie man es anstellt, zieht das Volk den Kürzeren. Hierzu tritt noch, daß der Dienst immer unbefriedigender und die Bezahlung immer größer wird. Unter allen denkbaren Vorwänden wird den Bürgern bald diese Dienstleistung, bald jene verkümmert oder ganz entzogen und hierzu gesellt sich noch der Hohn, daß in dem Maße, wie der Dienst sich verschlechtert, eine höhere Entgeltung nicht blos gefordert, sondern sogar erzwungen wird. Dieser Ungerechtigkeit und Erpressungen wird das Volk von New York müde und fordert Munizipalisirung. Der Einwand, der bisher vorgebracht wurde und auch eine gewisse Wirkung hatte, daß die durch Parteipolitik verseuchten städtischen Verwaltungen noch schlechter sich bewähren, als die Privatbetriebe, ist hinfällig geworden, seitdem eine ganze Anzahl Städte in dem genannten Staate, welche munizipale Betriebe eingeführt haben, sich dabei vorzüglich stehen. Sie haben ihrer höheren Verantwortlichkeit gemäß die städtische Verwaltung besser organisirt und daher aus der Munizipalisirung doppelten Gewinn gezogen. Sie konnten schon aus dem Grunde Besseres leisten, daß eine städtische Verwaltung keine Aktienverwässerung betreibt, was die Hauptschuld an der schlechten Privatverwaltung trägt. Um Dividenden von Riesenkapitalien zu schinden, die gar nicht angelegt worden sind, werden allerlei Schliche ersonnen und durchgeführt, um die Bürger in ihren Rechten zu verkürzen und ihre Lasten zu erhöhen. Daraus hat sich ein Zustand entwickelt, der alle Bedenken über den städtischen Betrieb zerstreut, da nunmehr feststehend ist, daß dieser gar nicht schlechter sein kann, wie ein privater Betrieb und die durch die Thatsachen erwiesene Möglichkeit vorhanden ist, ihn bedeutend zu verbessern.

Die Ursachen der Streiks.

Die Konferenz-Kommission für nationale Industrie hat ihre Untersuchung über die Streiks beendet und ist betreffs der Ursachen zu einem bestimmten Resultat gelangt. Als erste Ursache werden die hohen Kosten des Lebensunterhalts angeführt und die Arbeitgeber werden getadelt, daß sie nicht unverzüglich die Löhne den steigenden Kosten der Nahrungsmittel angemessen erhöhen. Eine Anzahl erfüllen diese Pflicht, aber sehr Viele unterlassen sie. Dann herrscht Unzufriedenheit bei den Arbeitern in Folge der Annahme, daß die Lieferanten von Kriegsbedarf ungebührlich hohe Profite machen. Zu Ausständen gibt auch die Verschiedenheit der Löhne in Privat- und Regierungsbetrieben, die Kriegsmaterial herstellen. Daß die Bundes-Regierung thatsächlich den Achtstunden-Tag anerkannt hat, führt zu dem Verlangen, daß er in allen Betrieben eingeführt wird und die Verweigerung ruft ebenfalls Streiks hervor. Wesentlich werden auch Streiks dadurch veranlaßt, daß die Arbeiter in Folge des Mangels an Arbeitskräften sich als Herren der Situation fühlen und die Unionisirung der Werkstätten zu erzwingen suchen.

Die Kommission berichtet, daß wohl eine Besserung wahrnehmbar sei, doch noch zu viele Streiks sich ereignen und dadurch die Kriegsthätigkeit der Regierung beeinträchtigen. Soweit hätten sich direkte Konferenzen zwischen Arbeitgebern und -Nehmern als am wirksamsten zur Beilegung von Streiks erwiesen. Doch sei es nöthig, einen Weg zu finden, der für die Dauer des Krieges allen Streiks vorbeugt. Patriotisches Empfinden auf beiden Seiten sollte ungestörten industriellen Frieden bringen.

Wohl ist unverkennbar, daß das Bewußtsein der Pflicht, der Regierung keine Schwierigkeiten zu verursachen, beschwichtigend gewirkt hat, doch ist ebenso ersichtlich, daß verschiedene Klippen aus dem Wege geräumt werden müssen, um dem Staatsschiff glatte Fahrt zu sichern. Das kann geschehen, wenn mit Entschiedenheit das Prinzip durchgesetzt wird, daß Niemand berechtigt ist, aus den Schwierigkeiten seines Vaterlandes Vortheil zu ziehen. Die Arbeiter dürfen die Gelegenheit nicht ausnutzen, um ihr Unionisirungs-Programm durchzuzwingen. Darauf zur jetzigen Zeit zu bestehen, ist nicht patriotisch gehandelt, zumal da alles, was die Union erstrebt, ohne Arbeitsstörung zu erreichen ist. Was sie in erster Reihe vertreten, ist ein mit den Kosten des Lebensunterhalts im Einklang stehender Lohn. Es liegt in der Macht der Regierung, in ihren Kontrakten das als Bedingung vorzuschreiben, woran gleichzeitig die weitere Bedingung geknüpft wird, daß Meinungsverschiedenheiten darüber, ob ein solcher Lohn bezahlt wird, von einer Regierungsbehörde festzustellen ist, deren Entscheidung für beide Seiten bindend ist und demnach auch Streiks und Arbeiter-Aussperrungen aus jedem Grunde verboten sein sollen. Die Arbeiter haben nicht den mindesten Grund, einen Nachtheil zu befürchten, denn die Regierung hat sie stets sehr liberal behandelt. Die Arbeitgeber hätten noch weniger Ursache, solche Entscheidung zurückzuweisen, da die Regierung nicht verabsäumt, ihnen alle Unkosten, gleichviel aus welcher Ursache sie entstehen, zu ersetzen.

Die zweite Forderung ist der Achtstundentag. Die Arbeitgeber widersetzen sich diesem, weil sie fürchten, daß er, wenn jetzt eingeführt, zur ständigen Einrichtung werden könnte. Für uns besteht nicht der mindeste Zweifel, daß der Achtstunden-Tag in sehr naher Zeit die allgemeine Regel sein wird und der Kampf dagegen vergebens ist. Aber die Annahme, daß eine solche Einrichtung zur jetzigen Zeit für immer bindend sein würde, ist greifbar unrichtig. Jeder weiß, daß im Kriege Vieles gethan und gefordert werden muß, was nach Beendigung desselben wieder schwindet. Im Frieden wird die Regierung den Arbeitgebern und den Farmern keinen Profit garantiren, wie es jetzt geschieht und sie wird auch den Arbeitern keinen Achtstunden-Tag garantiren. Demnach liegt auch kein Grund vor, letzteren aus prinzipiellen Gründen zu verweigern. Wenn Regierungsbehörden alle Streitigkeiten wegen Löhne und Arbeitsstunden schlichten, dann schwindet auch die Klage wegen der Ungleichheit. Soweit eine solche in Bezug auf Arbeitsstunden beibehalten wird, weil es nothwendig ist, möglichst schnell eine große Produktion zu erzielen, wie in der Herstellung von Schiffen, Flugmaschinen, Geschützen und überhaupt allem, was zum Kriege nothwendig ist, so muß Jeder sich diesem Zwange fügen. Arbeitgeber und -Nehmer müssen sich als zur Wehrmacht des Landes gehörig betrachten und die Arbeiter werden für die Zeit, in welcher sie über die Norm thätig sein müssen, eine gebührende Entschädigung erhalten.

Was die Unzufriedenheit über die großen Profite der Fabrikanten betrifft, so besteht sie schon seit dem ersten Tage, da Arbeitgeber und -Nehmer existiren. Ob diese Klage jemals befriedigend geregelt werden kann, wollen wir der Zukunft überlassen, aber jetzt ist sicherlich nicht der geeignete Zeitpunkt sie lösen zu wollen. Im Uebrigen liegt es in der Macht der Regierung, den Profit durch höhere Steuern weiter zu beschränken, was ohne Frage geschehen wird.

Aus dem Gesagten ist zu ersehen, daß es ein Mittel gibt, um den Streiks ein Ende zu machen und es sollte auch in Anwendung gebracht werden.

Ungarns Hauptstadt im vierten Kriegswinter.

Von Rudolf Schwabe, Basel.

Der Balkanfahrer von heute muß mancherlei in Kauf nehmen; hinter den interessanten Eindrücken steht das Gespenst: wie wird die Rückfahrt werden? — Nun, alles ging verhältnißmäßig gut; der Nachtzug Sarajewo-Bosnisch Brod hatte nicht einmal allzu große Verspätung; im Bahnhof von Bosnisch-Brod mußten die Reisenden allerdings über auf dem Boden schlafende Türken und Kroaten, über Kleiderbündel und Gepäckstücke steigen, um endlich zum Budapester Zug gelangen zu können, so eindrucksvoll verabschiedete sich der Orient.

Im Koupe ist es jämmerlich kalt und man friert sein redliches Theil zusammen. Von Szabadka an, einem in topfebener Gegend gelegenen Provinznest, das sich verdeutscht stolz Maria-Theresiapol nennt, wird es interessant; dort steigt ein rassenreiner Ungar in unser Abtheil, offenbar bester Herkunft, wohl gar Mitglied des Parlaments. Die aristokratisch schlanke Gestalt trägt eine bis zu den Knien reichende Pelzjacke, gelbe starke Schuhe, Kniestrümpfe. Der kurz geschnittene Schnurrbart, die fein gestutzten Koteletten entsprechen dem gepflegten Aeußeren. Ob die innere Denkweise des Mannes auch so kultivirt sei, darüber sind Zweifel offen; allem Anschein nach ist er ein Großgrundbesitzer, der auf seinem Gutshof frei schaltet und waltet, Widerspruch nicht duldet und dem die Reitpeitsche locker in den Händen sitzt. Ein Herrenmensch; vielleicht, wenn auch nicht sicher der Prototyp des Magyaren; wir sind noch vielen andern, dermanten Ungarn begegnet, deren Gebaben sich kaum von dem anderer Europäer unterschied.

Weit draußen vor der großen Stadt dehnt sich ein mächtiges Areal aus, ein ungeheurer Kompler von Fabrikgebäuden mit hochragenden Kaminen; rauchende Schlote, Dampf und Dunst kennzeichnen das riesige Werk. Ein Zauberwort öffnet uns den Einblick in den einzigartigen Betrieb, in welchem an die vierzigtausend Menschen beschäftigt sind. Vierzigtausend Menschen im Dienste der Munitionserzeugung, der Landesvertheidigung, es sind stille, arbeitsame Leute, die ungeachtet der stets drohenden Explosionsgefahren mit unablässigem Fleiße ihrem Handwerk obliegen. Man zeigt uns das Entstehen der Granate und des Schrapnells, belehrt uns des Genauesten über die Füllungen der großkalibrigen Geschosse, führt uns in jene geheimnißvollen, von Stacheldrahtzäunen und Wällen umgebenen Laboratorien, in welchen die Ladungen vorgenommen werden.

Einer dieser Pavillons zeichnet sich durch die Absonderlichkeit seiner Bestimmung aus; dort wird in merkwürdigen Maschinen, Preßanlagen, das Schwarzpulver in konzentrierte Form gebracht. Kein Laut wird in dem hell beleuchteten Saale gesprochen; kein Stäubchen ist in dem mit Inlaid bedeckten, glattwandigen Raume zu entdecken; einige wenige Angestellte, unaufhörlich dem Risiko einer plötzlichen Entladung ausgesetzt, befinden sich im Laboratorium, treten geräuschlos auf und bewegen sich mit Vorsicht. Diese drückende Stille hat etwas seltsam Unheimliches, Beängstigendes. Man fühlt, von einem einzigen Fehlgang des sauberen, ruhig tickenden Mechanismus hängt die Existenz seines Hüters ab; Menschenkunst hat die geheimsten, unsichtbarsten Kräfte der Zerstörung in Bann geschlagen und sich dienstbar gemacht; wehe, wenn die gebundenen Riesen, die Gelegenheit benützend, sich ihrer Fesseln entledigen!

Wir eilen von Werkstätte zu Werkstätte; es ist ein endloser, ermüdender Rundgang. In einer großen Halle werden die Stahlhelme fabrizirt, praktische Kopf- und Nackenschützer, nicht sehr leicht von Gewicht, dem Kämpfer indessen ein wirksames Abwehrmittel. Die Helme werden auf Nahdistanz auf ihre Widerstandsfähigkeit gegen Infanteriegeschosse geprüft; nach ihrer Fertigstellung häuft man sie in großen Lagern auf.

Aus sinnreichen Maschinen tröpfeln Schrapnellfüllkugeln; ebenso, fast spielerisch, geht die Fabrikation der kleinkalibrigen Geschosse für Gewehr und Karabiner vor sich. Beinahe fröhlich wickelt sich diese meist von Frauen besorgte Massenherstellung ab; an den eigentlichen Zweck der Produkte scheint Niemand zu denken. Krieg, Munition, Massenopfertod, alles ist automatisch zu Begriffen geworden, deren eigentliche Bedeutung keiner mehr in ihrer Tiefe zu erfassen wagt, aus Angst, ans Ungeheuerliche zu tasten; abgestumpft, ruhig und duldsam gibt sich die kriegführende Menschheit der ihr aufgebürdeten Arbeit hin, gelte es nun, Granatköpfe zu justieren oder Patronenhülsen mit Pulver zu füllen. Brotbeschaffung und Familienunterhalt gelten als erste Zwecke des Daseins; über die Mittel darf man sich nicht den Kopf zerbrechen.

Am Ostbahnhof von Budapest herrscht starkes Gedränge; dort treffen die Urlauberzüge aus allen Richtungen zusammen; ein Schwarm von Soldaten, meist mit bis zum Platzen prallen Rucksäcken beladen, überfluthet die Perrons. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen; Bahnhofoffiziere, vom vielen Organisiren und Abfertigen von Militärzügen etwas nervös und unmuthig, hasten umher; der Schall der vielen Stimmen schlägt zur Bahnhofhalle empor, und man ist froh, wenn man dem Menschenknäuel entrinnen kann.

Draußen weite, geradlinie Straßen: Hier ist das neue Pest, dem es an der Individualität fehlt, die Wien kennzeichnet. Mehr Eigenheit bekommt das Antlitz der Stadt beim Betreten der alten Gassen. Wir treffen eine schöne Basilika, im Nebel des Wintertages freilich halb versteckt. Auf den Straßen herrscht mäßig starker Verkehr; man belehrt uns, daß zu Friedenszeiten ein ungleich regeres Leben pulsire. Mit einem Male befinden wir uns an der Donau, und es eröffnet sich uns der prachtvolle Blick auf die rechtsufrige Stadtseite, die Ofener Königsburg, die Matthiaskirche und die im Sonnenlicht zauberhaft glänzende Fischerbastei. Die Silhouette ist einzigartig, von vernehmer, ruhevoller Schönheit, nicht so pittoresk vielleicht wie Prag und auch nicht von derselben Rasse wie das Basler Münster und die Pfalz vom Rheinweg aus, immerhin von würdiger Feierlichkeit, den Grundgedanken der Gebäude, Krönungskirche und Schloß des Königs zu sein, glücklich zur Geltung kommen lassend.

Ein Spaziergang auf die Ofener Burg hinterläßt einen starken Eindruck. Es ist ein kalter, schöner Morgen, und im weiten Hof des Palastes liegt eine dünne Schneedecke. Die riesigen Bauten mit ihren geschlossenen Fensterläden wirken fast märchenhaft. Die Plätze sind menschenleer. Ein Gang durch einen Schloßflügel führt uns in ein kleines Erinnerungsmuseum der Kaiserin Elisabeth, die als ungarische Königin außerordentliche Sympathien genoß, war sie es doch, die zuerst für die Ideen des ungarischen Patrioten Franz Deak, der dann den Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn im Jahre 1867 schuf, bei ihrem Gatten, Franz Joseph, einstand.

Das Gemach zeigt von der Monarchin benützte Gegenstände; auch die letzte von ihr aufgenommene Photographie ist zu sehen, wie sie am Genfersee mit einer Begleiterin spaziert; und selbst der Anblick des beim Attentat getragenen Kleides bleibt dem Besucher nicht erspart. Königsschicksale, Museumsinteressen und Publikumsneugier treffen hier zusammen.

Der Burg schließt sich die Matthias- oder Krönungskirche an, ein stimmungsvoller Bau, zur Seite das Standbild Stephans, des ersten Ungarnkönigs. Vorgelagert ist die moderne Fischerbastei, die „Pfalz" Ofens; sie fällt gegen die Donau ab und man soll von ihr aus bei hellem Wetter einen schönen Blick auf Pest genießen. Heute ist leider alles von Nebel verhüllt; dafür erfreut man sich der originellen und kostbaren Marmorarchitektur der Bastei mit ihren vielen Thürmen und Erkern.

Ueber die große Kettenbrücke führt der Weg zum Parlamentsgebäude, imponierend durch seine gewaltigen Ausmaße, wie denn alles an dieser Stadt etwas gewollt groß und überwältigend ist. Der dem Londoner Westminsterpalast imitierte Bau berührt mit seinen edlen gothischen Formen sehr vornehm, stilvoller jedenfalls als andere Monumentalpaläste der Stadt, die wohl viel Pomp, aber umso weniger Geschmack aufweisen. — Im Abgeordnetensaal herrscht gedämpftes Licht; die Sitze der großen ungarischen Politiker, der Tisza, Karolyi, Andrassy, des Ministerpräsidenten Wekerle sind leer; eine trübe Dämmerung drückt auf den feierlichen Raum, den man sich eher von Gralspriestern, als von oft tumultuarischen Magyaren belebt denken könnte. — Ganz hoheitsvolle Weihe ist der riesige Kuppelraum des Mittelgebäudes; von so vieler Würde betroffen, schleicht der Republikaner dem Geländer entlang, die breite, mit rothsammtenen Teppichläufern bedeckte Freitreppe hinunter, und strebt dem Ausgange zu.

Daß der Ungar auf seine Geschichte und seine nationale Stellung außerordentlich stolz und eifersüchtig ist, wird dem Besucher des Landes sofort ersichtlich. Die Nation ist ein durchaus einheitliches Volk, geschlossen durch ihre historische Entwicklung, zugenöpft, ja intransigent allen Richtungen gegenüber. Die Eigenart der Sprache mag das ihrige dazu beitragen; eingekeilt zwischen slawischen Sprachstämme, führt sie ihr völliges Eigenleben und soll nur mit dem Finnischen einige Aehnlichkeit besitzen. Die Häufung von Diphtongen, überhaupt der Vokale, fällt auf; gut gesprochen, besitzt das Ungarische einen Wohlklang. Ein Mißbold unserer Gesellschaft, natürlich ein Deutsch-Oesterreicher, machte sich zwar in origineller Weise über die Spracheigenthümlichkeit der Ungarn lustig; er behauptet, die diskreteste europäische Sprache sei das Englische, das zwischen den Mundwinkeln gelispelt werde. Weiter nach Osten nehme die Indiskretion des mündlichen Ausdrucks zu; der Deutsche spreche schon leidlich laut, und der Ungar endlich müsse die Zähne fletschen, wenn er nur guten Tag sagen wolle, so umständlich sei seine Artikulation. Das ist nun offensichtlich übertrieben; der Fremdling, der zum ersten Male die magyarische Sprache hört, ist von ihren eigenartigen Lauten überrascht; zu erlernen ist sie schwer, zumal viele internationale Bezeichnungen, wie Telephon usw. nach Art des Allverdeutschungsfanatismus verungarisirt sind. Der Magyar will keine fremden Elemente in seine angestammte Sprache hineinkommen lassen; er hütet sie eifersüchtig vor jeder Vermischung. Typisch ungarisch ist in diesem Zusammenhange eine kleine Budapester Theaterepisode. Im Juni 1914, also kurz vor Ausbruch des Krieges, wurden an der Budapester königlichen Opern Wagners „Meistersinger" in magyarischer Sprache mit Reinhals als Sachs gegeben. Reinhals durfte dabei seine Partie nicht deutsch singen, sondern mußte den Sachs in italienischer Sprache vortragen. Dies bei der Aufführung eines Musikdramas, das man wohl nicht mit Unrecht eines der deutschesten bezeichnet.

Wir sitzen im Tearoom eines eleganten ersten Hotels. Die fashionable Welt der ungarischen Hauptstadt lehnt in den dickgepolsterten Klubsesseln und lauscht den schmalzigen Tönen einer Zigeunerkapelle. Die Hotelgäste lassen sich, nachdem dem Genusse des vorzüglichen Soupers, bei welchem in Wien längst unbekannte Dinge, Hors d'oeuvres und Hummermayonnaise serviert werden, von einem Neger echten türkischen Kaffee zubereiten; eine schwere Atmosphäre des Wohllebens liegt über dem mit kostbaren, weichen Teppichen belegten Raum. Wir schauen uns das Publikum an; es sieht wohlgenährt aus, gesättigt von Freuden des Mahles. Ueppige Damen in ausgeschnittenen Seidentoiletten, mit Brillanten zugedeckt, blinzeln aus in allen Nuancen geschminkten Gesichtern vor sich hin, mit sich und der Welt zufrieden; ihre Kavaliere paffen schwere, große Cigarren; auch sie scheinen des Krieges Nöthe nicht stark zu verspüren. Schnell erworbener Reichthum wird hier protzenhaft zur Schau getragen, Talmikultur, deren innerer Werth gering ist. — Der Eindruck ist nicht absolut angenehm; er wird indessen glücklicherweise stark gemildert durch den Verkehr mit gebildeten Ungarn, deren unaufdringliche Vornehmheit gerade als Kontrast sympathisch berührt.

Der Nachtschnellzug Wien-Innsbruck steht zur Abfahrt bereit. Morgen schon sollten wir wieder heimathlichen Boden betreten.

Ganz so leicht macht uns das gastliche Oesterreich das Fortgehen übrigens nicht; der Schnellzug hat seine Eigenheiten und beschert uns durch Maschinendefekte verursachte, mehrstündige nächtliche Aufenthalte. Mit vielem Rauchen und Pusten, durch dicken Schnee geht es endlich über den Arlberg; kurz vor der erlösenden Grenzstation versagt schließlich unsere Wagenbremse und bereitet uns das Vergnügen eines nochmaligen Umzugs. Alle Liebenswürdigkeit der österreich-ungarischen Grenzbehörden vermag nicht den Groll zu besänftigen, der uns ob des verpaßten Anschlusses nach der Schweiz erfaßt hat. Aber auch diese Episode geht vorüber; und nach einigem Hangen und Bangen leuchten die großen elektrischen Bogenlampen — wirklich brennende Bogenlampen — in den heimeligen Abend, tönen heimelige Glockenklänge — wirkliche Glockenklänge — aus dem Rheinthale. Wir sind in Buchs; man spricht dem einfachen, jedoch reichlichen Mahle zu, freut sich der originellen Wirthsfrau, der heimathlich anmuthenden, so sonderbar neu und sauber gekleideten Gäste, und empfindet das angenehme Gefühl der drei Worte: „Wieder zu Hause!"

Goethe als Wetterprophet.

„Gott lasse mich einige Klarheit in dieser verworrenen Wissenschaft noch erleben!" Dieser Stoßseufzer, der sich auf die Meteorologie bezieht, findet sich in einem längeren Schreiben des Großherzogs Karl August an den in Marienbad weilenden Freund Goethe vom 26. August 1821. Aus anderen Briefen und sonstigen Quellen wissen wir, mit welch wissenschaftlicher Gründlichkeit Karl August sich um die Wetterkunde bemühte und daß diese die Lieblingsbeschäftigung seiner letzten Lebensjahre war; er richtete in Schöndorf, bei Weimar, ein eigenes „Observatorium" ein, wofür Goethe 1817 eine „Instruktion für den Meteorologen des Ettersberges" ausarbeitete, mehrere wissenschaftliche Anstalten in Weimar und Jena mußten über die täglichen Barometerstände Kurvenbücher führen, um daraus den mittleren Durchschnitt zu bestimmen, ja die Witterungs-Beobachtungen Schröns, des Direktors der Jenaer Sternwarte, wurden sogar auf Regierungskosten in den „Meteorologischen Annalen" gedruckt, ein recht kostspieliges Unternehmen. So ist es nur natürlich, daß in den Gesprächen und Briefen zwischen dem Großherzog und Goethe viel vom Wetter die Rede war. Sehr interessante Beiträge hierzu, die jetzt zum erstenmal gedruckt werden, bringt der kürzlich erschienene dritte Band der Gesammtausgabe des „Briefwechsels des Herzogs Karl August mit Goethe", mit dem das von Hans Wahl bearbeitete Werk nun seinen Abschluß findet. Auch dieser Band bringt wieder eine beträchtliche Anzahl aus den Archiven erstmalig ans Licht gezogener Billette und Briefe der beiden großen Freunde, darunter manche, die sich eingehend mit der Ergründung der Wetterkunde befassen. Auf eine Anfrage des Großherzogs vom 10. Oktober 1824: „Was sagen Ew. Hochgelahrtheit von dem sehr niedrigen Stande des Barometers, welcher seit vorigen Mittwoch Nachmittag sich eingestellt hat, bis alleweil sich erhält und sogar zunimmt, dabey den hohen Thermometerstand bey Tag und Nacht und dabey die schöne Witterung?" antwortete Goethe mit einer ausführlichen Abhandlung, die er mit folgendem Schreiben abgehen ließ: „Ew. Königl. Hoheit vorstehendes bescheiden übersendend bemerke nur noch, daß die Elastizität der Luft, welche vermehrt oder vermindert das Barometer steigen oder fallen macht als eine Ursache anzusehen ist, deren Wirkung erst in einiger Zeit nachfolgt, und man bemerken kann, daß etwa auf 24 Stunden die Witterung vorher verkündiat werde. Diese Tage her umwölkte sich der Himmel nach und nach, das Barometer ist weiter gesunken, nun tritt der Regen ein; wäre es gestiegen, so hätte sich eben in dem Maße der Himmel aufgeklärt. Alle unsere Wetterprophezeiung gilt also nur in einem sehr engen Kreise." In der für den Großherzog dittierten Ausarbeitung heißt es: „Der Auflösung des Problems, welches Ew. K. H. vorlegen, könnte man sich vielleicht auf folgende Weise nähern: Wir pflegen bey feuchten und unfreundlichen Sommermonaten uns gewöhnlich mit dem Herbst zu trösten; auch gibt die Erfahrung, daß wir im September und Oktober die meisten, wo nicht schönen, doch regenlosen Tage haben. Schreiben wir nun dem Barometerstand wie billig auf die Witterung einen konstanten Einfluß zu, so scheint es wunderbar, daß, obgleich in gedachten Monaten der Barometerstand wie in den übrigen unter und über der Mittellinie sich bewegt, die Witterung jedoch nicht genau hiernach bestimmt werde. Nun ist nach vielfacher Erfahrung anzunehmen, daß ein hoher Barometerstand die Wasserbildung verhindere, ein niederer hingegen begünstige. Das sagen also, was das Quecksilber steigen und sinken macht, hat in den verschiedenen Jahreszeiten ein verschiedenes Verhältnis zu der Atmosphäre." Nach einer nähern Erläuterung der verschiedenen Einwirkungen der Atmosphäre auf den Barometerstand fährt Goethe fort: „Sieht das Barometer hoch, so ist die Luft alsobald rein, steht es tief, so gehen die Wolken nicht gleich in Regen über; sie ziehen vorbey, es zeigen sich abwechselnd freundliche Sonnenblicke, und eine belebende Wärme, die mit dem niedern Barometerstand sich verträgt, kann sich verbreiten. Bey allem diesem ist aber vorzüglich zu bemerken, daß durchaus der Westwind herrscht und ungeformte Wolken den Himmel mehr oder weniger überdeckend nach Osten ziehen. Steigt das Barometer, so ist der Nordwestwind oder Ostwind unverzüglich da, und wer im Freien lebt, hat schöne Tage, die sich an vergangene, mäßig heitere und doch immer genießbare Stunden anschließen."

Benutzte Gelegenheit.

Braut: „Hast du Papa erzählt, als du um mich anhieltest, daß du vermögend bist?"

„Gewiß, Schatz!"

„Das hat ihm wohl gefallen?"

„Scheint so, er hat mich sogleich — angepumpt!"

Lose Worte und Glossen.

Menschen, die stets rauh und ernst,
Solltest immer du ertragen,
Doch die ewig süßlich lächeln,
Magst du gleich zum Kuckuck jagen.

* * *

Was kostet ein guter Tropfen.

(Aus der „Kölnischen Zeitung.)

Edle Rheinpfälzer Weine, erste Lagen.

1915er Neustadter Hohl Riesling, Wachst. kgl. Weinbauschule, Mk. 5.70 per Flasche.

1915 Königsbacher Idig. Spätlese, Wachst. Weingut Louis, Mk. 6.40 per Flasche.

1909er Forster Weißling, Riesling, Wachst. Hauptm. v. Winnig (Korkbrand), Mk. 8.90 per Flasche.

1915er Wachenheimer Hauenstein, Wachst. Erz. v. Bürklin (Korkbrand), Mk. 8.90 per Flasche.

Weine im Faß von 20 Liter an zu Mk. 4.50 bis 7.70 per Liter. Preis ohne Faß Nachn.

* * *

Schiller's Handschuh.

(Gedicht in abgekürztem Verfahren.)

Im Löwengarten.
Kampfspiel erwarten
König Franz
Und Damen voll Glanz.
Riegel zurück,
Löwen zwei Stück
Schlagen Reifen
Mit ihren Schweifen.
Doppelthor,
Leoparden hervor.
Da fällt ein Handschuh, ein ziemlich neuer,
Mitten zwischen die Ungeheuer.
Fräulein Kunigund
Mit lächelndem Mund
Sagt zum Ritter daneben:
Ach lassen Sie sich doch vom Löwen
Meinen linken Handschuh wiedergeben!
Der Ritter ihn bringt,
Kunigunde ihm winkt,
Alles jubelt über seine Courage,
Doch er wirft den Glacé ihr in die Visage.
Ist kein Freund von solchen Witzen.
Geht ab und läßt sie sitzen.—Schluß!

* * *

Der New Yorker Polizeikommissär Enright sieht keinen Grund, den Stammgästen der Parkbänke, die zu den größten Bewundrern der holden Frühlingszeit und ihrer neuerwachten linden Lüfte gehören, Schwierigkeiten in den Weg zu legen, wenn sie ihre Plätze auf den Bänken einnehmen. Der Kommissär meinte sehr richtig, es sei kein Verbrechen, außer Arbeit zu sein. Doch bedauert er, daß er etliche der Parkgäste nicht waschen lassen kann.

* * *

Das neue Telephonbuch von New York, das in diesen Tagen verschickt wurde, enthält auf tausend Seiten die Namen von 430,000 Personen und erscheint in einer Auflage von 731,000 Exemplaren. Jeder halbwegs anständige Autor muß da vor Neid grün und gelb werden!

* * *

Manche Menschen glauben, wenn sie nur einen Fehler bereuen, ihn wieder gutgemacht zu haben.

* * *

Sag' mir, wie viel Dir zuwider ist,
Dann sag' ich Dir, wie alt Du bist;
Sag' mir, wie vieles erfreu'n Dich kann,
Wie jung Du bist, sag' ich dir dann.

* * *

Die schlimmste Frage.

Peggy: „Vater, woran ist das Todte Meer gestorben?"

Vater: „O, ich weiß nicht."

Peggy: „Warum tragen Frauen keine Hosenträger."

Vater: „Kind, laß mich in Ruhe, ich weiß das doch nicht."

Peggy: „Aber Vater, wann wird der Krieg vorüber sein?"

Vater: „Hast du mich nicht gehört, Kind? Das weiß ich auch nicht."

Peggy: „Aber, Vater, sage mir dann wenigstens, wie kommt es, daß man dich zum Redakteur gemacht hat?"

* * *

Das Justizdepartement der Vereinigten Staaten hält es für zulässig, daß solche Beträge, welche Bürger über ihre eigentliche Einkommensteuerbeträge hinaus freiwillig zahlen, von den Steuerbehörden angenommen werden. Es wird daran erinnert, daß zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges ein förmliches Wettrennen im Ueberzahlen der Steuern unter den Patrioten des Landes im Gange war.

* * *

Das Herz ist doch ganz seltsam,
Auf Erden nichts ihm gleicht,
Wenn Viele drinnen wohnen,
Dann ist und bleibt es leicht!

Doch hatt's für einen Einz'gen
Nur Raum—und wird es leer,
Dann ist das arme Herze
Auf einmal zentnerschwer.